

Der Haflinger besucht Indianergötter

Betrachtungen zur Expedition 1961 des Bergsteiger-Archäologen Mathias Rebitsch in die Puna de Atacama und zum Gipfel des Llullayacu (6730 m).

„...Nach Mitternacht geht der Regen in Schnee über. Das Wasser nimmt noch immer seinen ständigen Lauf über unsere Körper und staut sich in den Schuhen. Gegen Morgen lässt der Schneefall nach. Dafür wird es empfindlich kalt. Luis und ich können kaum mehr sitzen, andauernd rutschen wir hin und her. Es wird langsam unerträglich. Immer wieder gleiten wir auf der schrägen Plattform ab, bis wir schließlich in den Seilen hängen. ...

Nur Hias sitzt da wie eine Statue, den Hut tief in die Stirn gezogen. Er verzieht keine Miene. Er verharrt regungslos, stundenlang, die ganze böse Nacht hindurch. Luis und ich staunen über so viel gelassene Ruhe und Selbstbeherrschung...“

Kein geringerer als Hermann Buhl schrieb diese Worte über Mathias Rebitsch, den großen Alpinisten und Lehrmeister einer ganzen Generation junger Bergsteiger. 1948 führte Rebitsch die beiden jungen, tatendurstigen Meisterkletterer Hermann Buhl und Luis Vigl zum ersten Mal in die Westalpen. Bei einem Biwak in einem Wettersturz auf der Aiguille Charmoz machte auf die beiden Jungen nicht der Kampf gegen Erfrierung und andere Gefahren den tiefsten Eindruck, sondern die unerschütterliche Ruhe und Willenskraft des älteren Gefährten.

Eiserne Ruhe, auch in gefährlichsten Situationen, Willenskraft und zähes Beharrungsvermögen sind Haupteigenschaften des Mannes, dessen Name heute durch seine Forschungsergebnisse in den Hochanden international bekannt geworden ist. Am Anfang seiner Laufbahn als Bergsteiger-Archäologe stand aber das harte Leben eines Alpinisten der Weltklasse. Die Berge, die lotrechten Wände aus Fels und Eis, die sturmtobten Grate, die kalten, endlosen Biwaknächte, lehrten Mathias Rebitsch jede Art von Anstrengung zu ertragen, Schmerzen zu überwinden und den Körper dem Willen unterzuordnen. Die Berge lehrten ihn aber auch das hohe Verantwortungsgefühl den Gefährten und einer übernommenen Verpflichtung gegenüber.

Ein kurzer Überblick über seine alpinistische Entwicklung: Mathias Rebitsch hatte schon die meisten schwierigen und schwierigsten Klettereien der Alpen gemeistert, er hatte schon viele Wände und Routen in den heimatlichen Bergen als Erster bezwungen, als er 1937 zur Eiger-Nordwand kam. Über diese, damals noch unbezwungene, 1800 Meter hohe düstere Flanke lag damals der Schatten des Grauens, des Todes. Zwei Sommer lang, 1935 und 1936, war die Wand von wagemutigen Bergsteigern versucht worden. Keiner ist lebend zurückgekommen. Eine Welle der Trauer, aber auch des Streites über Sinn und Berechtigung, ja der Schmähung und der schärfsten Ablehnung war 1937 mit dem Namen Eigerwand verbunden. Bis Mathias Rebitsch kam. Die ruhige Männlichkeit des Tirolers, der in aller Stille seine Vorbereitungen traf, seine alpinistische Meisterschaft und sein Verantwortungsbewusstsein, entwaffnete alle Besserwisser. – Und die Bergführer von Grindelwald meinten, dass man so einem Mann die große Erstbesteigung nicht nur zutrauen, sondern auch vergönnen müsse. – Aber Rebitsch bezwang doch nicht als Erster die Eigerwand. Seine Kameradschaftlichkeit war größer als sein Ehrgeiz...

An dem Tag, an dem er mit seinem Gefährten Ludwig Vörg in die Wand einsteigen wollte, erhielt er die Nachricht, dass im Eigergebiet zwei Salzburger vermisst wären. Rebitsch und Vörg verzichteten auf die große Tour und suchten. Tagelang. Unter größten Gefahren. Und dann fanden sie droben, auf

dem verschneiten Mittellegigrat einen Toten, bargen ihn, nachdem kurz vorher Schweizer Bergführer den noch lebenden Gefährten knapp dem Erfrierungstod entrissen hatten.

Wertvolle Schönwettertage gingen verloren. Endlich konnten Rebitsch und Vörg doch in die Eigerwand einsteigen und über deren Sockel emporklettern. Da kam der Augenblick, in dem Ludwig Vörg sagte: „Hias, da liegt ein Toter“.

Es war für einen Charakter wie Rebitsch eine Selbstverständlichkeit, dass er den letzten Dienst an einem Kameraden über persönliche Ziele stellte. So wurde die Leiche Anderl Hinterstoissers, die schon über ein Jahr vergeblich gesucht worden war, von Rebitsch und Vörg geborgen. Wieder gingen zwei Tage verloren. Als dann Rebitsch und Vörg endlich wieder in die Eigerwand einstiegen, staunten alle Zuschauer von der Kleinen Scheidegg über Tempo und Stil der beiden. Auch die erfahrenen Bergführer gaben zu, dass sie solches Klettern bisher noch nicht gesehen hatten. Man staunte und lobte, bis die beiden das zweite Eisfeld erreichten. Dann verhüllte Nebel die Sicht. Dann schlug das Wetter um, dann heulte der Schneesturm. Die Pessimisten nickten: Wieder zwei. Und die Bergführer schimpften nicht, sie trauerten still um einen Mann wie Rebitsch. Die beiden mussten etwa in der Höhe des „Todesbiwaks“ sein, über 1000 Meter über dem Einstieg. Noch niemand ist von dort zurückgekommen. Und niemand glaubte an die Rückkehr der beiden.

Und nach zwei Tagen waren die beiden doch wieder da. Rebitsch mit ruhig gelassenem, ernstem Gesicht. Wiggerl Vörg freudig grinsend. Rebitsch brachte die große Wende im Streit der Geister um die Eigerwand. Er hatte bewiesen, dass man auch bei Schlechtwetter umkehren – und ins Leben heimkehren kann. Diese planende Klugheit, die sich mit dem Mut verbündet, bewährte sich auch im Jahre 1938, als Mathias Rebitsch an der Expedition zum Nanga Parbat teilnahm. Der Gipfel wurde zwar noch nicht bezwungen, aber alle Teilnehmer kamen heil zurück. Nach den Katastrophen von 1934 und 1937 mehr als ein Sieg.

Nach dem Krieg, der Rebitsch viele Wunden schlug, nahm der zähe Tiroler sein Bergtraining wieder auf. Noch lange blieb er in der Spitzenklasse des Weltalpinismus. Er tat zwar nichts für „publicity“, aber die Bergsteiger aller Nationen kannten seinen Namen, achteten seine Persönlichkeit. 1950 besteigt er in Nordlappland eine für unbezwingbar gehaltene Wand, eröffnet so die schwierigste Kletterei Schwedens. 1952 ist er bergsteigerischer Leiter einer internationalen Andenexpedition, „erobert“ Sechs- und Fünftausender. 1954 leitet er eine Expedition in einem unerforschten Teil des Karakorumgebirges. Mit dieser Expedition beschließt Mathias Rebitsch seine rein bergsteigerischen Auslandsunternehmungen. Von dem Jahr 1955 an widmet er seine Erfahrung in den Hochgebirgen der Erde, seine Zähigkeit und Kraft, sein Beharrungsvermögen und seine Zielstrebigkeit dem Dienst an der Wissenschaft.

Mathias Rebitsch erfährt von seltsamen Bauten und Steinsetzungen auf den Hochgipfeln erloschener Vulkane der Hochwüste Atacama, an der Grenze Argentinien, Chiles und Boliviens. Niemand weiß, was sie bedeuten, was unter oder in ihnen verborgen ist. Man vermutet hier eine Fundgrube für Archäologen. Aber was nützen Fachkenntnis und Studium, wenn man in der dünnen Luft zwischen 6- und 7000 Metern nicht graben, nicht schwerste Arbeit leisten kann. Hier klafft eine Lücke in der Wissenschaft, hier winkt das große Abenteuer der Erkenntnis, hier vermutet man ein kleines Fenster, durch das man einen Blick in eine rätselhafte Vergangenheit tun könnte. Aber wer kann zu dem Fenster gelangen? Wer kann es öffnen?

Rebitsch versucht es. In ihm vereinigen sich viele Eigenschaften, die für einen Forscher Voraussetzung sind: Zähigkeit, Intelligenz, Phantasie, logisches Denken. Dazu erworben: Härtestes körperliches Training, umfassende Bildung – Anlässlich der Österreichisch-Schwedischen

Atacamaexpedition 1955/56 entdeckt er auf dem Grunde einer Steinsetzung auf dem 6060 Meter hohen Gipfel des Cerro Gallan kleine silberne Götterfiguren aus der Vorinkazeit. Eine wissenschaftliche Sensation scheint sich anzubahnen. Der Direktor des Völkerkunde-Museums in Buenos Aires ist begeistert. Die südamerikanischen Zeitungen sind voll von Rebitsch' Entdeckungen. In Europa nimmt man allerdings von dem Ereignis noch wenig Notiz. Einige Fachgelehrte rümpfen sogar die Nase über die „unwissenschaftliche“ Art der Grabungen, bei der doch jeder Stein nummeriert und verpackt sein sollte. Als ob man das könnte, in solcher Höhe – Hände und Füße als einzige Grabwerkzeuge. In ständiger Gefahr, in der dünnen Luft zu ersticken, vom Schneesturm überfallen oder von stürzenden Steinmauern erschlagen zu werden. Trotzdem wird Mathias Rebitsch schon nach seinen ersten hochandinen archäologischen Arbeiten auch in der Heimat von Unterrichtsminister Dr. Drimmel und von Aussenminister Dr. Figl ehrende Anerkennung zuteil.

1957/58 ist Mathias Rebitsch wieder Expeditionsleiter in der Puna de Atacama, der verdursteten Hochwüste aus Stein, Salz und Sand, der ödesten Landschaft der Erde. Diesmal gilt es dem Llullayacu, auf dessen Gipfel man auch Steinbauten gesichtet hat, in 6600 und 6730 Meter Höhe. Ohne Zweifel, die höchsten von Menschen errichteten Bauten der Erde...

Wieder ist Rebitsch bei den letzten Arbeiten allein. Seine Gefährten, so trainiert sie sind, halten die Anstrengung nicht aus. Rebitsch selbst ist der Entschleierung des Geheimnisses der sogenannten Sattelruine in 6600 Meter Höhe nahe. Er arbeitet allein. Bis an den Rand der Erschöpfung, bis zur Erschöpfung... Und dann hat der Sturm sein Zelt zerfetzt. Es ist wie ein Wunder, dass er nicht erfriert, dass er wieder zurück zu den Menschen kommt... Man müsste die Möglichkeit haben, den Anmarsch über die endlosen Schutthalten abzukürzen, man müsste ein festes Haus haben, etwa in einer Höhe von 5500 m, von wo man die Angriffe gegen den Berg, zur höchsten Arbeitsstätte der Welt, starten, wohin man zurückkehren könnte. Aber so etwas gibt es nicht. Das ist ein Luftschloss.

Und doch gibt es so etwas.

Die Puch-Werke stellten Mathias Rebitsch so ein Luftschloss zur Verfügung. Ein Luftschloss auf Rädern. Einen „Haflinger“. Und dieses Fahrzeug trug entscheidend dazu bei, dass die Llullayacuexpedition 1961 des Mathias Rebitsch von Erfolg gekrönt war. Das fahrbare Schutzhaus, das nebenbei auch den Höhenweltrekord für Lastkraftwagen aufstellte, war Ausgangspunkt und Rettung zugleich. Es war Heimat in der Fremde, es war ein Gruß der Erde in das Wolkenland, es war der einzig sichere Punkt in dem Chaos von Schneesturm, Steinwüste und tödlicher Erschöpfung.

Freilich – Mathias Rebitsch hatte diesmal besonders leistungsfähige Gefährten mit: Zuerst Ing. Luis Vigl, denselben Luis, den er vor 13 Jahren gemeinsam mit Hermann Buhl zum ersten Mal in die Westalpen führte. Heute, als Techniker, mit jeder Art von Motor vertraut. Was Luis in der Atacama mit dem „Haflinger“ aufführte, werden wir noch hören. – Und nachdem Ing. Vigl heimgefahren war, vollendete Mathias Rebitsch die Grabarbeiten mit einem indianischen Bergmann – mit dem schönen Namen Narcizo – der Schwefelmine „La Casualidad“. Rebitsch konnte eindeutig feststellen: Auf dem Gipfel und Gipfelgrat (6730 m) befindet sich eine weitläufige altindianische Altaranlage, ferner eine Signalstation, die offensichtlich dazu diente, Nachrichten von der Inkastraße an der Küste zur Inkastraße im Landinneren, entlang der Kordilleren, zu übermitteln. Neben den Signalstationen und dem höchsten Altar der Welt fand Rebitsch noch viele Stapel Holz, das vor Jahrhunderten in tagelangen Märschen vom nächsten Wald heraufgeschleppt worden sein musste.

Die „Sattelruinen“ waren Aufenthaltsräume für Priester, Nachrichtensoldaten und Opfertiere der Inka- oder Vorinkawelt. Das wertvolle Material, das Rebitsch den Fachwissenschaftlern zur Auswertung heimbrachte, wird genaue Rückschlüsse über Art und Lebensweise der höchsten

Siedlung der Menschheitsgeschichte zulassen. Eines wird allerdings immer ein Rätsel bleiben: Wie die Menschen damals derartige Strapazen aushielten und wochen-, ja monatelang in einer Höhe am Rande der Todeszone leben konnten.

Die Entdeckungen des Bergsteiger-Archäologen Mathias Rebitsch sind wahrhaft sensationell. Bestimmt sind sie das Bedeutendste, was bisher ein Bergsteiger für die Wissenschaft geleistet hat.

Das Ausmaß der Leistungen und auch des Erfolges konnte nur durch die „Mithilfe“ des „Haflingers“ erreicht werden. Wie sich das fahrende kletternde Schutzhaus bewährt hat, wollen wir aus Stellen des Expeditionsberichtes von Mathias Rebitsch selbst entnehmen:

„...Von Caipe fahren wir mit unseren Fahrzeugen nach La Casualidad, 4100 m. Hier ist das große Schwefelbergwerk... Der „Haflinger“ legt seine ersten Kraftproben ab. Er versteht alle, von der Werksleitung bis zum letzten Indio, in helle Begeisterung zu versetzen. Dabei sind sie von ihren Jeeps allerhand gewöhnt. Aber dieses neue Motortier unter den Händen Luis' übertrifft alles. Man nennt Luis, den Ing. Luis Vigl aus St. Johann in Tirol, hier nur mehr den Señor Fangio. Das Tollste, was Luis hier mit dem „Haflinger“ geleistet hat, war die erste „motorische Besteigung“ des berühmten Schwefelberges...

Zu fünft fahren wir im Haflinger auf eine Hochebene empor. Unvermittelt tauchte eine knallgelbe Kuppe über dem dunkelbraunen Lavarücken auf – der Schwefelberg, 5300 Meter hoch. Durch leuchtend gelbe Schluchten im Schwefel windet sich unser Haflinger empor. Ungerührt, ohne zu stöhnen, ohne zu stottern. Dann aber gibt es keinen Weg mehr. Nicht einmal die Andeutung eines solchen – nur einen steilen Hang aus reinem Schwefel. Bis zum Gipfel. Aber wann hat der Vigl Luis je einen gebahnten Weg zu einem Gipfel gebraucht? Der „Haflinger“ ordnet sich mit geradezu freudigem Brummen dem harten Willen des Tirolers unter. 5300 Meter! Die Gipfelfahrt auf den Schwefelberg ist die erste große „andine“ Leistungsprüfung unseres „Haflingers“. Viele schwerere, höhere, sollten folgen...“

Und sie folgten.

Hören wir:

„...Hauptlager, 4900 m, 18. Feber. – Wieder starten Luis und ich mit dem Haflinger, mit den Lasten für Lager I, in 6150 m Höhe. Vom Hauptlager fahren wir gerade hinauf über die Schuttflanke und kommen unerwartet schnell höher. Luis hetzt den Wagen geradezu über die Geröllhalden, oft surren seine Vorderräder in der Luft, wie Hände, die vergeblich nach Halt suchen. Aber der „Haflinger“ findet immer wieder Halt, er klettert wie eine Ziege über Steinblöcke... Manchmal schwankt er wie ein Schiff, da hänge ich bergwärts wie ein Affe an der Reeling, schiebe, stemme, räume Steine aus dem Weg, keuche oft dem davonschaukelnden Gefährt nach...

Sand und lockeres Geröll. Oft mahlen die Räder in feinkörnigem Schutt – aber immer wieder geht es weiter...

Eine schmale Plattform. Hier gehen wir vor Anker. Der Höhenmesser zeigt 5680 Meter. Wahrscheinlich haben wir gerade einen Höhenweltrekord aufgestellt. Auf jeden Fall in weglosem, schwierigstem „Autogelände“. War jemals ein Fahrzeug einer solchen Zerreißprobe ausgesetzt? In solcher Höhe? Unter derartigen Verhältnissen? Bravo Luis! Bravo Haflinger! ...“

Und Wochen später. Mathias Rebitsch und der Indio Narcizo – Luis ist längst wieder in Tirol – haben die Grabarbeiten auf dem Berg beendet. Die wichtigen Funde sind in Lasten verstaut. Der Sturm hat sich zum Orkan gesteigert. Rebitsch schildert das Wiedersehen mit dem „Haflinger“:

„...Abstieg. Es ist kein Gehen, es ist ein Wanken und Torkeln... Einmal wirft mich der Sturm regelrecht um, ich liege auf dem Rücken und zapple hilflos wie ein Maikäfer... Ein entwürdigender Zustand, er raubt Haltung und Willen, erschüttert den Glauben an ein gutes Ende. Alles muss schiefgehen! Solches Wetter kann auch der Haflinger nicht überstehen. Ausgeschlossen. Er ist doch so leicht gebaut. Selbstverständlich wird ihn der Orkan umgeworfen, ihn an Felsen zerschmettert haben. Längst müsste man den Haflinger sehen. Aber da ist nichts. Siehst du etwas, Narcizo?! ...

Und was ist das? Dieser braune freundliche Punkt im grauen Fels-, Geröll- und Sandmeer? Ach, das ist er ja...

Und dann sind wir bei ihm, beim fahrenden Schutzhaus, beim fahrenden Hotel, beim Inbegriff des Zuhause, des Geborgenseins: Heim Haflinger! ...“

Und mit der Rast, mit der Erholung erwachen auch wieder Abenteuerlust und Entdeckerfreude. Rebitsch schildert die letzte Kundfahrt mit dem „Haflinger“ auf die andere Seite des Llullayacu:

„...Ich lenke den Haflinger nun nach Süden, quere den Hochpass. Sicher und leicht trägt uns das Fahrzeug über die Hochfläche nach Chile, auf die Südwestseite des Berges. Seine mit flachen Steinplättchen mosaikartig gepflasterte Sandflanke steigt allmählich bis hoch zu den Steilabbrüchen auf. Das ideale Gelände für einen Höhenrekordversuch...

Die Sonne neigt sich gegen den Horizont. Es wird dämmerig. Langsam klettert der Höhenmesser. 5600 Meter. Es ist schon Nacht. Scheinwerfer an. 5670 Meter. Ich will noch weiter, will über 5700... Aber da knirscht es zwischen den Rädern. Wir sitzen auf scharfkantigen Steinbrocken fest. In stockdunkler Nacht entladen wir unseren „Haflinger“. Dann heben wir ihn vorn hoch, lupfen ihn herum, drehen seine Schnauze talwärts, damit er morgen früh auch ohne Motorkraft abwärts rollen kann. Der Nachtfrost kriecht durch unsere Kleider... Wir steigen wieder in unseren Haflinger. Die Türen zu, das Licht eingeschaltet, die Schlafsäcke über den Kopfe gezogen. Wieder einmal liegen wir geborgen im wandernden Wunderhotel. Kälte und Sturm und Finsternis bleiben draußen.

Am Morgen, klirrender Frost. Öl und Fett, der ganze „Haflinger“ scheint eingefroren. Bis in die Knochen? Und wenn der Motor nicht anspringt? Mindestens eine Woche Fußmarsch. Durch die Geröll-, Sand- und Salzwüste. Hitze, Frost, Hunger, Durst – verschmachten, erfrieren...

Wir rollen im Leerlauf den Hang hinab. Den Gang hinein. Klaglos springt der Motor an...“

Und zum Schluss schreibt Mathias Rebitsch:

„...Der Haflinger läuft wie ein braves Ross, das den Stall wittert. Hüh, Schimmel, Hüaho! Dort unten sind die Häuserreihen von La Casualidad.

Unsere Aufgabe ist zu einem guten Ende gebracht!“

Zu einem guten Ende. Zu einem ehrenvollen Ende. Zum Nutzen der Wissenschaft und der Menschheitsgeschichte. Zur Ehre Österreichs. Dank der Willenskraft und Zähigkeit des Bergsteiger-Archäologen Mathias Rebitsch und seiner Gefährten. Dank aber auch dem kleinen „Haflinger“, der aller Welt kundtat, dass Ingenieure und Arbeiter unseres kleinen Landes echte Meisterstücke erzeugen!